

Feier des Weltfriedenstages in Ulm am 17. April 2002

Predigt von Weihbischof Johannes Kreidler

(Apg 8,1 b-8; Joh 6,35-40)

Ich freue mich, dass Sie sich so zahlreich zum diesjährigen Friedensgottesdienst im Kontext des Weltfriedenstages haben einladen lassen. Ja, wir können es zur Zeit spüren, wie unsere Sehnsucht nach friedlichen Lösungen buchstäblich von Tag zu Tag wächst. Die Bilder von Gewalt und Gegengewalt im Nahen Osten bedrücken und wollen uns nicht mehr aus dem Kopf gehen. Für mich ist das ein schönes und ermutigendes Zeichen, wenn Sie, Soldaten (und Soldatinnen) aus Bayern und aus Baden-Württemberg heute gemeinsam Ihre Sehnsucht nach Frieden und Ihren Willen zu einer friedlichen Koexistenz der Völker bekennen. Sie tun dies in einem Gottesdienst. Das ist nicht selbstverständlich, hat jedenfalls eine eigene Qualität. Sicher, es war Ihre Standortleitung, die Sie hierher eingeladen hat, aber es ist jetzt nochmals ein anderer, ein ganz anderer, der hinter dieser Einladung steht und uns in dieser Stunde mit weit geöffneten Armen empfängt. Es ist Jesus Christus. Er will uns an seinem Tisch, am Altar, stärken mit dem Brot des Lebens, stärken mit seiner Gegenwart. Das ist das Besondere: Wenn er uns empfängt, dann sind wir mit unseren Fragen, mit unseren Ängsten, mit unserer Sehnsucht nicht allein und allein gelassen; dann haben wir vielmehr einen Ort, wo wir alles, was uns bewegt, in uns brodelt, was ratlos macht oder auch freut, hintragen und los werden können.

Zu ihm bringen wir heute das so friedlose und zerrissene Bild unserer Welt. Nicht nur wir, sondern viele Menschen fühlen sich ohnmächtig gegenüber der Ungerechtigkeit der Welt, gegenüber Terror und Krieg; die Ereignisse des 11. September, der Krieg in Afghanistan, haben uns das vor Augen geführt. Im Nahen Osten und den noch unzähligen anderen Konfliktherden unserer Welt ist es unmittelbar erlebbar. Krieg und Gewalt, Elend und Angst scheinen mächtiger zu sein auf dieser Erde als Frieden und Geborgenheit, Gerechtigkeit und Anteilnahme. Auch in unserem privaten Bereich wissen wir, wie schwer es ist, wirklich zufrieden und friedvoll miteinander zu leben. Nicht dass ein friedliches Miteinander nur durch gezielte Boshaftigkeit gestört und zerstört wird, oft finden wir den Draht zueinander auch deshalb nicht mehr, weil wir zwischen den verschiedenen Lebensbereichen, Beruf, Familie, Freundschaft, Bekanntenkreis, mitunter an der Schwelle zur Überforderung stehen. So etwas zehrt, macht dünnhäutig und konflikthanfällig. Wir merken es im Großen und spüren es im Kleinen, wie unvollendet, wie unsicher und wie brüchig das gesamte Leben ist. Weshalb die Risse und Brüche im Leben; weshalb Unfrieden und Krieg - auch ich finde darauf keine endgültige Antwort. Oft bleibt die Warum-Frage. Und oft bleibt die Spannung auszuhalten zwischen dem Gott des Friedens und der Gerechtigkeit und dem Bild unserer Welt. Ein erster Schritt zur Veränderung ist sicher: unsere Klage und unser Rufen vor Gott zu tragen, nicht nachzulassen mit unserem Bitten und Beten, aber auch von unserer Seite aus die Schritte zu tun, die zu einem friedlicheren Miteinander führen.

Das Evangelium will dazu inspirieren. Jesus sagt - so haben wir vorhin gehört: "Ich bin das Brot des Lebens; wer zu mir kommt, wird nie mehr hungern, und wer an mich glaubt, wird nie mehr Durst haben". Ich nehme an, dass wir alle, die wir heute hier sind, leiblich keinen Hunger leiden müssen. Unser Hunger richtet sich auf mehr, als unseren Bauch satt zu kriegen. Brot wird deshalb in umfassender Weise zum Symbol für all das, was wir Menschen zu einem lebendigen Leben brauchen. Weil wir Menschen auch Kopf und Herz, Auge und Ohr sind, deshalb brauchen wir auch gute Gedanken, deshalb wollen wir lieben und geliebt werden. Wir benötigen für unsere Augen Schönes und für unsere Ohren gute Worte. Um wirklich leben zu können, brauchen wir einen Lebensraum des Friedens und

eine Hoffnung, die wir allen Versuchungen zur Resignation entgegenhalten können. Die Überlebensfrage der Menschheit lautet deshalb heute nicht nur: Wie kriegen wir das hin, dass Menschen körperlich keinen Hunger und keinen Durst mehr leiden müssen. Sicher mit der Lösung dieser Frage hätten wir viel erreicht. Aber darüber hinaus stellt sich noch die andere Frage, die in ihrer Radikalität nicht zu unterschätzen ist. Ähnlich ist es mit meinen Händen: Ob ich sie zur Abwehr gegen andere oder zur Kontaktaufnahme mit anderen gebrauche, kann ich selbst entscheiden. Es könnte harmonischer aussehen in meiner Umgebung, wenn ich mit meinen Händen, statt zu drohen oder abzuweisen, andere stützen oder einladen würde; wenn es mir gelänge, meine Hände zur Versöhnung zu öffnen, wo andere mich schlecht behandelt haben.

Wo viele Einzelne durch ihre Worte und Hände Brücken des Friedens bauen, werden sie zu einer friedlichen Macht. Und doch müssen wir sagen: Der Friede ist ein schwieriges Geschäft. Er fällt nicht vom Himmel. Wir haben den Frieden zu lernen und einzuüben. Welchen Frieden? Die deutschen Bischöfe haben mit einem Hirtenwort vor 1 1/2 Jahren versucht, darauf zu antworten. Es trug die Überschrift: "Gerechter Friede". Ja, es geht um den gerechten Frieden. Friede ist mehr als Nicht-Gewalt. Friede ist mehr als Nicht-Krieg. Der Friede hat ein großes und weites Vorfeld. Und wir bereiten dieses Feld, wenn wir alles tun, um Vertrauen zu bilden, Angst zu nehmen, wenn wir andere Kulturen ernst nehmen und wertschätzen, wenn wir vor allem für Gerechtigkeit kämpfen. Aus welchen Quellen der Hoffnung auf Menschlichkeit sollen wir schöpfen, damit auch der seelische Hunger der Menschen heute gestillt werden kann. Diese Quelle der Menschlichkeit ist für mich das Evangelium. Seine Urbotschaft für jeden, für jede von uns, und für alle Menschen lautet: Es ist gut, dass es dich gibt; so wie du bist, bist du anerkannt und geliebt. Eine revolutionäre, eine unglaubliche Botschaft, eben Brot des wahren Lebens. Sie ist in die Welt gekommen mit Jesus, der die Menschen damals gestärkt hat in ihrem Hunger nach bedingungslosem Sein-Dürfen, selbst Nahrung war für ihre Sehnsucht nach Zusammengehörigkeit und Gemeinschaft. Er zeigte den Menschen, wie sie selber füreinander Brot werden können, in dem sie vor allem darauf achten, wie sie mit ihren Worten umgehen oder wie sie ihre Hände gebrauchen. Worte und Hände können nämlich Waffen oder Brücken zum Frieden sein. Fragen wir uns doch selbst: Wäre nicht ein neues, vielleicht überraschendes Zusammenleben möglich, wenn ich statt mit meinen Worten, andere mundtot zu machen oder sie zu überfahren, Worte finden würde, die verbinden, trösten und aufbauen; wenn es mir gelänge, verletzende Worte, die noch zu meinem Vokabular gehören, mit der Zeit durch versöhnende zu ersetzen. Wer den Frieden will, muss lernen, an einer ganz besonderen Front zu kämpfen, nämlich dort, wo der gerechte Ausgleich zwischen den Völkern auf dem Spiel steht.

Ein anderes Wort für so verstandenen Frieden heißt Entwicklung, genauer Entwicklung zur gerechten und wirtschaftlichen Strukturen. Wir haben den Frieden zu lernen und einzuüben. Wie hat einmal jemand geschrieben: "Um sich als wahr zu erweisen, muss Gewalt nur einmal geschehen. Aber das Gute bewahrheitet sich durch Wiederholung." Ein einziger Faustschlag der Gewalt genügt, dann weiß man, was Gewalt ist. Um die Wahrheit des Guten zu begreifen und zu erlernen, bedarf es aber der Wiederholung und der Einübung. Frieden einüben, kann heißen: den Versuchungen der Macht über andere widerstehen, zur Versöhnung fähig sein. Frieden einüben, kann heißen: erlittenes Unrecht zwar durchaus anzeigen, es aber nicht aufrechnen und bei nächster Gelegenheit mit gleicher Münze heimzahlen. Frieden und das Gute einüben, kann heißen: immer wieder zu denken: Der andere ist ein Mensch wie ich selbst. Vielleicht geht es besonders darum: Den anderen als Menschen anzuerkennen, als Menschen, der aber ein Recht hat, anders zu sein, als ich selbst; das andere Volk als Volk anzuerkennen, das aber ein Recht hat, andere Werte und andere kulturelle Gewichte zu setzen.

Die Anerkennung des anderen als anderen ist ein Generalschlüssel zum Frieden! Das hieße konkret für den Nahen Osten: Ohne die Anerkennung des Existenzrechts Israels und ohne die Anerkennung des Rechts auf einen eigenen Staat für das palästinensische Volk wird es dort keinen Frieden geben. Wer Gewalt verhindern will, muss den Frieden lernen. Wer Gewalt verhindern will, muss für den Frieden Vorsorge treffen. Die Nachsorge, vor der Israel und die Palästinenser, ja, die ganze internationale Staatengemeinschaft jetzt stehen, steht in keinem Verhältnis zu ehemals möglichen Schritten der Gewaltvorsorge und des ernsthaften Aufeinander-Zugehens. Friedensarbeit ist immer Gewaltprävention. Wo vertrauensbildende Maßnahmen unterlassen und statt dessen mit Nadelstichen der Provokation gearbeitet wird, dort droht am Ende immer die Eskalation von Gewalt. Mit dem 11. September und jetzt gegenwärtig in Palästina scheinen wir Entwicklungssprünge des Bösen zu erleben. Doch wir dürfen darüber die Entwicklungssprünge zu einer friedlichen Welt, die es auch gegeben hat, nicht vergessen: etwa den Fall der Mauer und das Ende des Kalten Krieges. Wir haben unsere Welt immer in der Gestalt der Vorgänge und der Menschen, derer wir uns erinnern. Behalten wir gerade jetzt die wertvolle Erinnerung an die unblutige Revolution von 1989, an die Friedenslichter, die Kerzen, die Gebete und Lieder in den Kirchen. Die kleinen Schritte und die friedlichen Gesten, auch sie hatten eine Sprengkraft, die groß genug war, eine große, tödliche Mauer niederzureißen.

Ich möchte fest an diese Kraft glauben und ich wünsche mir, dass wir Christen einander in dieser Kraft bestärken. Es gibt Entwicklungssprünge zum Guten. In der Lesung haben wir davon gehört, wie Saulus die ersten Christengemeinden mit Gewalt verfolgt. Tödliche Vertreibungen schon damals. Aber genau dieser Saulus wandelt sich - er wird zum Völkerapostel Paulus, der nicht aufhört, für ein friedliches Miteinander der Menschen zu werben. Ich nenne solche Entwicklungssprünge, weil auch der Friede davon lebt, dass wir ermutigt an ihn glauben und für ihn ringen. Ich bin froh und dankbar, in einem Rechtsstaat leben zu dürfen. Ich bin froh und dankbar, dass wir hier in Deutschland nun über fünfzig Jahre im Frieden leben können. Daran Anteil hat auch die Bundeswehr, Sie, die Heeresleitung und die Soldaten, mit Ihrer friedensschützenden und friedensstützenden Funktion, wofür ich Ihnen von Herzen danke. Ich wünsche Ihnen, dass Sie in Ihrem Berufsalltag so etwas wie Brot füreinander sein können, das in dem stärkt, was zu schaffen macht. Lernen wir gemeinsam den Frieden!